

Gastkolumne

Erfolg haben aufrichtige Politiker nur in der Theorie

Figuren wie Henry Kissinger oder François Mitterrand haben es gezeigt: In der Politik gewinnt Verschlagenheit gegen Offenheit



Paul Widmer

Der griechische Historiker Thukydides war in seiner Darstellung des Peloponnesischen Krieges beim fünften Kriegsjahr angelangt. Da stellte er resigniert fest, dass Politik nichts als eine Abfolge von Eitelkeiten und Betrug sei. Woher das käme, fragte er sich und glaubte, die Antwort in der menschlichen Natur zu finden. «Im Allgemeinen gilt der Mensch lieber als verschlagen, aber hochgescheit, denn als redlich, aber nicht besonders gescheit. Des einen rühmt er sich, des andern schämt er sich.»

Hat sich seit der Antike viel geändert an diesem Befund? Nein – trotz Christentum, das den Gläubigen eine andere Moral beizubringen versuchte, trotz Aufklärung, die den moralischen Fortschritt der Menschheit verkündete.

Nehmen wir als zeitgenössisches Beispiel Henry Kissinger. Vielen gilt Nixons nationaler Sicherheitsberater und Aussenminister bis heute als Inbegriff aussenpolitischer Klugheit. Wohl zu Recht. Aber er hatte auch andere Seiten. Sosehr er professionell brillierte, charakterlich überzeugte er weit weniger. Als ich in den achtziger Jahren auf der Schweizer Botschaft in Washington arbeitete, wurde mir in Diplomatenkreisen hinter vorgehaltener Hand gesagt: «He is a political genius, but a human desaster.» Diese

vernichtende Einschätzung seines Charakters nahm man achselzuckend zur Kenntnis. Seinem Prestige schadete sie nicht.

Ganz anders erging es Jimmy Carter. Er trat die Präsidentschaftswahlen mit dem Versprechen an, nie zu lügen. Nach den Kungeleien von Nixon und Kissinger sehnte sich die Nation nach einem Stilwechsel. Carter wurde denn auch gewählt und hielt, soviel ich weiss, sein Versprechen. Aber nach vier Jahren hatten die Wähler von seiner Ehrlichkeit und von seinem hausbackenen Auftreten genug. Sie schickten ihn in die Wüste.

Halten wir in Europa es anders? Keineswegs. Das Urteil über Angela Merkels Platz in der Geschichte könnte etwa so ausfallen, wie Barack Obama es in seinen Memoiren vorgespürt hat: «zuverlässig, ehrlich und intellektuell präzise» – also alles ganz schön brav, aber auch nicht mehr. Anders bei Frankreichs Staatspräsidenten François Mitterrand, der die Verschlagenheit zu seinem Markenzeichen machte. Sein Biograf Franz-Olivier Giesbert meinte, Mitterrand habe nie das gesagt, was er tat, und nie das getan, was er sagte. Premierminister Jacques Chirac, der sich in einer langen *Cohabitation* mit ihm abquälte, warnte denn auch seine Umgebung: Passt auf! Ist er besonders freundlich, heisst das, dass er gerade zum nächsten Schlag anhebt. Wahrlich kein Kompliment, aber den Ruf schlauer Überlegenheit hat sich die Sphinx damit gesichert.

Sogar in der republikanisch imprägnierten Schweiz liess man bei einem brillanten Unterhändler wie Staatssekretär Edouard Brunner eher etwas Krummes durchgehen als bei einem biederen Durchschnittsdiplomaten. Mit einem derart raffinierten Taktiker wollte sich keiner anlegen.



ILLUSTRATION: GABI KOPP



Sein Biograf Franz-Olivier Giesbert meinte, Mitterrand habe nie das gesagt, was er tat, und nie das getan, was er sagte.

Ja, Thukydides hat recht: Intelligenz wird im Allgemeinen mehr geachtet als Ehrlichkeit, wenigstens in der Praxis. In der Theorie allerdings will man es anders. Da fordert man rigorose Ehrlichkeit. Selbst Kissinger erhebt diese in seinen Memoiren zur Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Diplomatie. Nicht anders Talleyrand, der verschlagene Aussenminister aller Zeiten. Wie ein Chamäleon wusste er sich erst den französischen Revolutionären, dann Napoleon und schliesslich dem Bourbonenkönig Ludwig XVIII. anzudienen. Unter völlig gegensätzlichen Regierungen behauptete er seine Stellung. Sein Leitspruch war, der Mensch habe die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen. Doch in seiner letzten Ansprache vor der Académie française zögerte er nicht, zu einem Loblied auf die Ehrlichkeit anzuheben. Zu List und Hinterlist hingegen sagte er nichts. Die hatte er praktiziert.

Was kann man daraus schliessen? Wir müssen uns auf die Sprache verlassen können. Sie ist unser wichtigstes Mittel zur Verständigung. Dennoch darf man nicht übersehen, dass Worte und Taten oft nicht übereinstimmen. Wenn man eine Kluft erkennt, sollte man die Taten höher bewerten als die Worte. Sie sind nicht verstellte, sind echter. Nicht umsonst heisst es schon in der Bibel: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Radikale Skeptiker, die zu viel mit Leuten vom Schlag eines Talleyrand zu tun hatten, könnten indes mit Dostojewski zur Überzeugung gelangen, das Wahre eines Menschen liege vor allem in dem, was er verbirgt oder zu verbergen versucht.

Paul Widmer war Diplomat und HSG-Dozent und schreibt Sachbücher.

Medienkritik

Trielle der lähmenden Langeweile



Aline Wanner

Heute Sonntagabend diskutieren die Grüne Annalena Baerbock, der Sozialdemokrat Olaf Scholz und der Christlichdemokrat Armin Laschet im zweiten TV-Triell von ARD und ZDF miteinander. «Wahlkampf-Event» nennen deutsche Journalisten diese Diskussion, die nichts als Langeweile und Erwartbarkeit verspricht. Daran ändert die einigermassen offene Ausgangslage bei den Bundestagswahlen am 26. September leider nichts.

Was passiert, wenn drei Politprofis aufeinandertreffen, trainiert in Auftritt, geschult in Wortwahl, bedacht darauf, keine Fragen zu beantworten, sondern Botschaften der Vernunft («Deutschland klimaneutral machen», «eine Gesellschaft schaffen, die aufrichtig», «soziale Gerechtigkeit») zu senden, konnte man sich im ersten TV-Triell von RTL und NTV ansehen. Die Sendung entwickelte sich sehr rasch zum gemächlichen Salonabend – unter Abwesenheit jeder Sinnlichkeit oder Spannung.

Es ist zu begrüßen, dass Politiker sich nicht in trumpscher Art beschimpfen, absurde Dinge versprechen oder dreist lügen. Umgekehrt zeigt sich bei Baerbock, Scholz und Laschet ein gegenwärtig leider weitverbreitetes Problem: Es gibt in der Politik, schon gar nicht zu reden von der Wirtschaft, kaum mehr kluge Köpfe mit Kanten, die sich zu exponieren trauen, die frei sprechen, die nicht jedes Wort, das sie zu einem Journalisten sagen, vorher oder nachher mit einem Kommunikationsstab voller angepasster Angsthasen absprechen.

Die vermeintliche Professionalisierung der Kommunikation nimmt jede Überraschung aus der Debatte. Sie führt dazu, dass Interviews und Gespräche immer ähnlicher und damit immer langweiliger werden. Der auffälligste Unterschied zwischen Baerbock und ihren Konkurrenten war, dass sie ihr Schlusswort nicht hinter, sondern vor dem Rednerpult hielt.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Allein unter Reformierten



Patrick Imhasly

Es war eine wunderschöne Feier. Die klugen Gedanken der Konfirmandinnen und Konfirmanden zum Wesen des Teilens haben mich inspiriert, der Gesang des Jugendchors im Berner Münster ist mir unter die Haut gegangen. Doch hier soll es nicht um einen rührseligen Moment an der Konfirmation unseres älteren Sohnes gehen, sondern um eine grosse Frage, die an diesem Tag ihren Abschluss gefunden hat: Wie soll man die religiöse Erziehung der Kinder handhaben, wenn die Eltern nicht oder nicht mehr gläubig sind?

Viele Eltern sind der Meinung, die Entscheidung, an einer kirchlichen Unterweisung oder dem Religionsunterricht teilzunehmen, liege allein bei den Kindern. Sie

müssten davon überzeugt sein und den entsprechenden Aufwand schliesslich selbst leisten. Das ist eine legitime Argumentation. Meine Frau und mich hat sie trotzdem nicht überzeugt. Eltern entscheiden ständig Dinge für ihre Kinder – ob sie gestillt werden, in eine Kita oder auf eine Privatschule geschickt werden. In der Regel wollen Kinder das, was die anderen Kinder auch machen, grundlegende Überlegungen zu Gott und der Welt spielen da eine untergeordnete Rolle. Hinzu kommt, dass die christliche Tradition nun einmal ein prägender Teil unserer Kultur ist. Warum nicht mehr darüber erfahren, als ein agnostischer Haushalt zu bieten hat?

Ist die Entscheidung, die religiöse Erziehung der Kinder zu delegieren, gefallen, können auch die Eltern ungeahnte Erfahrungen machen – gerade in einer konfessionell gemischten Ehe. Meine Frau ist reformiert, ich bin katholisch aufgewachsen und habe als Kind an den Märchengeschichten von den Heiligen meine Freude gehabt. Als ich eigenständig zu denken begann, stellte ich aber fest, dass die Predigten des Dorfpfarrers nichts mit meiner Lebenswelt zu tun hatten. Von da an ging ich kaum noch in die Kirche.

Es war mir deshalb kein Anliegen, unsere Kinder katholisch aufwachsen zu sehen, zumal wir im reformierten Bern leben. Damit meine betagte Mutter an der reformierten Taufe teilnehmen konnte, sind wir auf die geniale Idee gekommen, unsere Kinder in der katholischen Kirche meines Walliser Heimatdorfs von einem befreundeten reformierten Pfarrer taufen zu lassen.

Doch damit fingen die Probleme an. Als ich den katholischen Pfarrer um Erlaubnis für diesen feierlichen Akt bat, pro forma, wie ich dachte, war er am Telefon hörbar schockiert. Das sei eine heikle Angelegenheit, die er mit dem Bischof von Sitten besprechen müsse. Nach drei Wochen theologischer Erwägungen beschied mir der Pfarrer, wir könnten die Taufe im Sinne einer grossen Ausnahme vollziehen. Bedingung dafür sei allerdings, dass wir das Vorhaben nicht öffentlich kundmachen, und auf keinen Fall dürften die Glocken geläutet werden. All das, nachdem mein damals schon verstorbener Vater fünfzig Jahre lang ehrenamtlich Sakristan in der Kirche des Dorfs gewesen war. Diese Erfahrung hat die Entscheidung, mein katho-



Das Einzige, was mir fehlt, sind der rituelle Pomp und die grossen Gesten.

ches Erbe nicht an meine Söhne weiterzugeben, nur noch bekräftigt.

Die reformierte Kirche hat sich dann tatsächlich als viel aufgeschlossener erwiesen. Zu meinem Erstaunen haben die Kinder in der vierten Primarklasse im Rahmen der kirchlichen Unterweisung einen Ausflug ins Kloster Einsiedeln gemacht und dort eine Messe der Benediktinermonche besucht. Wohlgemerkt: an einem katholischen Wallfahrtsort erster Güte. Unser älterer Sohn war dermassen begeistert, dass er sein ganzes Sackgeld für den Kauf katholischer Devotionalien ausgab. Danach lief er tagelang mit einem grossen Kreuz um den Hals herum – es war mir fast ein bisschen peinlich.

Es ist in Ordnung, dass unsere Kinder reformiert sind. Sie haben auch nie geklagt, sie hätten keinen Bock auf kirchliche Unterweisung. Das Einzige, was mir fehlt, sind der rituelle Pomp und die grossen Gesten. Wenn nicht gerade das eigene Kind konfirmiert wird, geht es bei den Reformierten immer so furchtbar kopflastig zu und her.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».